Schwerpunkt Forschen in der Krisenzone : möchte ich wirklich dorthin?

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **32 [i.e. 31] (2019)**

Heft 121: **Forschende in der Krisenzone : warum sie das Risiko auf sich nehmen**

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Letzte Selbstkontrolle in einem Zentrum von Ärzte ohne Grenzen in Butembo (Demokratische Republik Kongo): Die Gefahr kommt nicht nur von den Ebolaviren, auch die Behandlungszentren werden angegriffen. Dieses hier musste deswegen im Februar 2019 seine Aktivitäten einstellen.
Bild: John Wessels/AFP/Getty Images

Möchte ich wirklich dorthin?

Forschung in Krisengebieten ist nichts für schwache Nerven. Trotzdem schicken viele Schweizer Institutionen ihre Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an gefährliche Orte. Es gibt eine Menge herauszufinden. Horizonte nimmt Sie mit auf die Reise.

Selbst Teil des Konflikts werden

Feldforschung für den Frieden kann Wissenschaftler und Befragte in Bedrohungslagen bringen. Und die Objektivität ist schwierig aufrechtzuerhalten. Warum solche Einsätze trotzdem nötig sind.

Von Julia Richter

«Feldarbeit ist ein ethisches und politisches Minenfeld.»
Rahel Kunz

Syrien, Jemen, Ukraine – Berichte über Kriegstote aus diesen Ländern sind an der Tagesordnung. Doch diese Regionen sind bei Weitem nicht die einzigen: Insgesamt 372 Konflikte weltweit, davon 213 gewaltsam, zählte das Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung 2018. Zahlen, die die Bedeutung der akademischen Friedens- und Konfliktforschung belegen. Diese sucht nach Grundmustern, Ursachen und Dynamiken von Auseinandersetzungen, um diese in der Zukunft zu verhindern oder abzuschwächen.

Wer Konflikte quantitativ untersuchen möchte, kann dies teilweise vom Schreibtisch aus realisieren – beispielsweise durch die Analyse von Zeitungsartikeln, Online-Portalen oder Satellitenbildern. Ebenso wichtig ist jedoch die Forschung in den betroffenen Gebieten selbst. Für Oliver Jütersonke vom Zentrum für Konflikt, Entwicklung und Friedensförderung am Graduate Institute in Genf ist die Forschung vor Ort beispielsweise dann zentral, wenn man die Lage der Individuen in einem unsicheren Gebiet verstehen will: «Die Frage, wie ein Bürger im Nordirak seinen Alltag unter der Herrschaft des IS empfand, kann aus der Distanz nicht beantwortet werden.»

Doch die Feldforschung in von gewaltsamen Auseinandersetzungen geprägten Gebieten ist anspruchsvoll, weil der Zugang zu Interviewpartnern häufig erschwert ist. «Es ist sehr schwierig, grosse Umfragen zu machen», sagt Jütersonke, der früher auch für die Weltbank in Osttimor zu urbaner Gewalt forschte. «Wenn wir in gewissen Stadtvierteln auf Leute zugegangen sind, hat sich oft niemand getraut, detaillierte Aussagen zu machen.»

Zudem stellt sich in der Feldforschung in Konfliktgebieten eine Reihe von ethischen Problemen. Denn die Wissenschaftler können ihre Auskunftspersonen durch ihre Arbeit in eine physische oder psychische Bedrohungslage bringen und damit zu einem Teil des Problems werden. «Feldarbeit ist ein ethisches und politisches Minenfeld», sagt Rahel Kunz, die an der Universität Lausanne lehrt und in verschiedenen Post-Konflikt-Situationen, unter anderem im Rahmen eines SNF-Projekts in Liberia und Nepal, zu Gleichstellungsfragen forschte.

Störvariable Forschung

Es ist allgemeine Herausforderung für die Sozialwissenschaftlerinnen, dass sie, wenn sie sich zu Forschungszwecken in ein gesellschaftliches Gefüge begeben, selbst zu Akteurinnen werden, die den Forschungsgegenstand durch ihre Präsenz verändern. Obwohl es zu den Grundlagen der empirischen Sozialforschung gehört, diese Situation zu reflektieren, bleibt die Forschung in Konfliktgebieten aussergewöhnlich: Sie wird schnell existenziell. Zum Beispiel für Interviewpartner, die für ihre Teilnahme an Forschungsprojekten bestraft werden. Oder Frauen, die über häusliche Gewalt Auskunft geben und sich damit dem Risiko aussetzen, noch mehr Gewalt zu erfahren. Zudem sind Menschen in Konfliktgebieten oft traumatisiert. Durch ihre Teilnahme an einem Forschungsprojekt setzen sie sich dem Risiko einer Retraumatisierung aus.

Bei der Forschung in Konfliktgebieten ist es zudem schwierig, die wissenschaftliche Objektivität aufrechtzuerhalten. Zum Beispiel, wenn Forschende Mitleid mit den von ihnen befragten Personen haben oder wütend werden. Oder wenn sie von der einen oder anderen Seite instrumentalisiert werden. Oliver Jütersonke hat dies in Madagaskar erlebt: «Wenn man als Forscher in ein von Konflikten geprägtes Land kommt und sich mit bestimmten Personen anfreundet, kann es schon sein, dass man in eine politische Ecke gedrängt wird.» Dann gelte man schnell nicht mehr als unabhängig und neutral, sondern werde als parteiisch wahrgenommen, was das Verhalten der Auskunftspersonen natürlich beeinflusse.

Keinen Schaden anrichten

Diese Herausforderungen zeigen, dass Forschende sich immer dem lokalen Kontext anpassen und konfliktsensitiv vorgehen müssen. So sollten sie sich der verschiedenen Interessen in den Auseinandersetzungen und der spezifischen Gegebenheiten vor Ort bewusst sein und sich darüber Gedanken machen, wie dies ihre Forschungstätigkeit beeinflussen kann. «Das oberste Handlungsprinzip von Forschenden in einem Konfliktgebiet muss heissen: ‹do no harm›», sagt Lars-Erik Cederman. Er forscht an der ETH Zürich über die Zusammenhänge struktureller Ungleichheit und gewaltsamer Konflikte und erhielt 2018 den Schweizer Wissenschaftspreis Marcel Benoist.

Sehr wichtig für einen solchen konfliktsensitiven Ansatz sind Partnerschaften mit Wissenschaftlerinnen, NGOs und anderen Stakeholdern vor Ort. «Lokale Forschungspartner ermöglichen den Zugang zu Interviewpartnern, unterstützen bei Bedarf in der linguistischen und kulturellen Übersetzung und erlauben auch ein langfristiges Engagement vor Ort», sagt Rahel Kunz.

Lohnt sich in Anbetracht der methodologischen und ethischen Herausforderungen die risikoreiche Forschung in Konfliktgebieten? Welchen konkreten Nutzen bringt die Friedensforschung in der politischen Realität? Es gibt verschiedene Möglichkeiten, die Forschungsresultate in die Praxis zu übertragen. So können Forschende versuchen, mit ihren empirischen Erkenntnissen politische Entscheidungsträger zu beeinflussen. Sie können zudem in internationalen Expertenkommissionen zur Konfliktmediation Einsitz nehmen oder versuchen, mit Öffentlichkeitsarbeit Diskussionen anzuregen.

Ob die Friedensforschung tatsächlich Konflikte verhindern und die Welt zu einem friedlicheren Ort machen kann, ist allerdings schwierig herauszufinden. Denn die Dynamik gewaltsamer Konflikte ist komplex, und es mangelt an verfügbaren Daten. «Es ist in den meisten Fällen kaum möglich, den genauen Einfluss unserer Forschung auf Friedens- und Konfliktprozesse zu messen», sagt ETH-Professor Lars-Erik Cederman.

Wie Cederman weiter ausführt, ist der Einfluss der akademischen Konfliktforschung auf das Handeln politischer Entscheidungsträger selten direkt. «Sie trägt aber dazu bei, die Debatte über Massnahmen von Staaten und Organisationen zu beeinflussen.» Gerade im Zeitalter von Fake News sei eine evidenzbasierte Entscheidungsfindung mit Fakten zu Konfliktrends und -ursachen sehr wichtig. Ähnlich sieht das auch Laurent Goetschel, Direktor der Schweizerischen Friedensstiftung Swisspeace: «Wenn wir Erkenntnisse mit Umsetzungspotenzial generieren und dafür sorgen können, dass ein Thema auf die Verhandlungsebene gebracht wird und die richtigen Akteure am Verhandlungstisch sitzen, ist schon viel erreicht.» Beispielsweise unterstützt Swisspeace die syrische Zivilgesellschaft darin, ihren Anliegen Gehör zu verschaffen und im Friedensverhandlungsprozess mitzuwirken. «Mit unserer Arbeit möchten wir auch dazu beitragen, den am Konflikt beteiligten Akteuren andere Wege als Gewalt aufzuzeigen.»

Julia Richter ist freie Journalistin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der ZHAW.

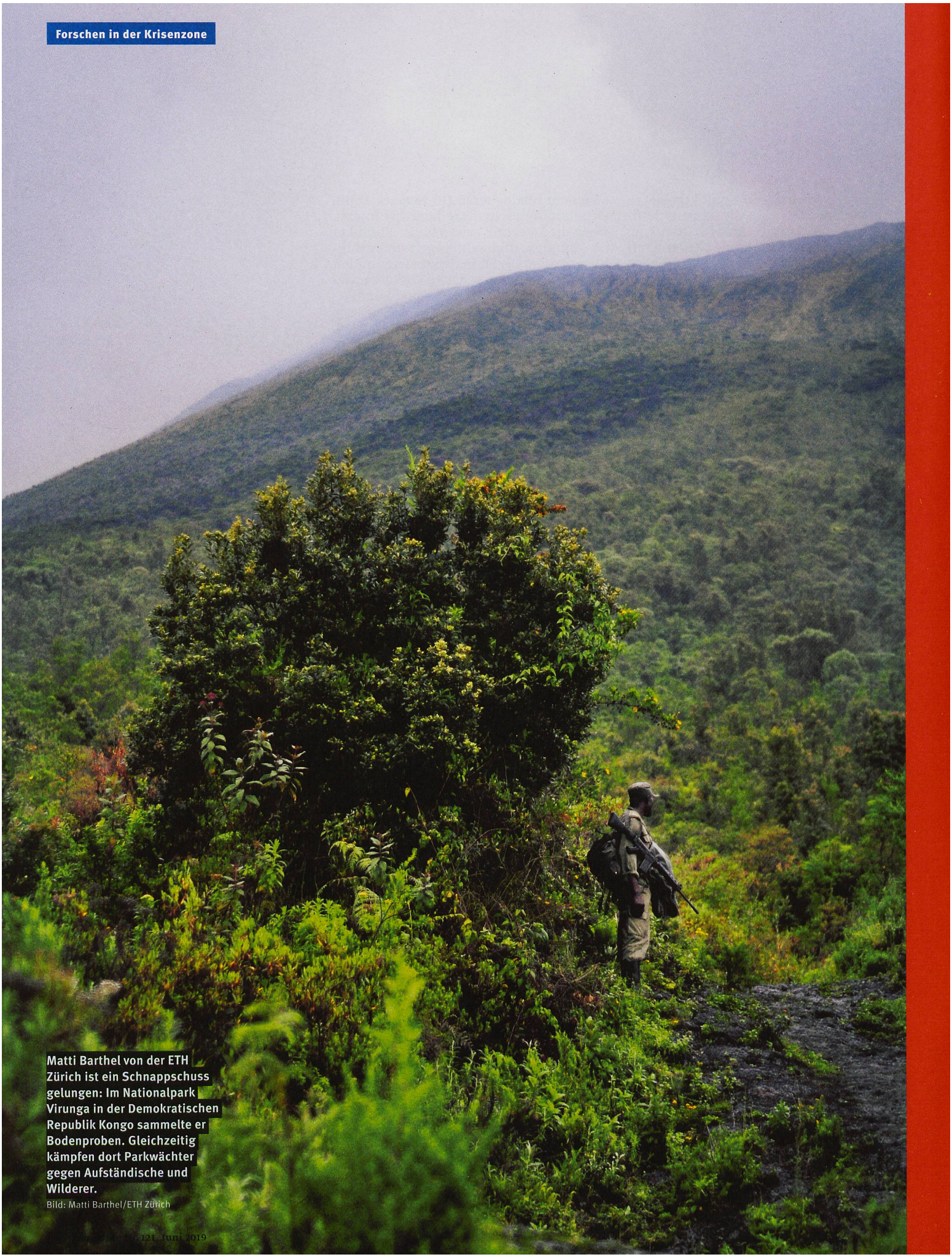
«Wenn man sich als Forscher mit bestimmten Personen anfreundet, kann es schon sein, dass man in eine politische Ecke gedrängt wird.»

Oliver Jütersonke

Der Kalte Krieg und die Forschung

Die Friedens- und Konfliktforschung etablierte sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts als eigenständige wissenschaftliche Disziplin. Mit der Auflösung der Sowjetunion und dem damit verbundenen Ende der Ost-West-Konfrontation erlebte sie einen Umbruch, der das Forschungsgebiet bis heute prägt. Vor 1991 lag der Fokus auf der nuklearen Aufrüstung und auf spieltheoretischen Analysen von Sicherheitsdilemmata.

Nach dem Kalten Krieg rückten neue Konfliktarten in den Vordergrund. Neu wurden innerstaatliche Konflikte, Terrorismus und Guerillakriege vermehrt untersucht. Auch die Fragen nach den Ursachen wurden neu losgelöst von Ost-West-Ideologien analysiert und betrachten beispielsweise auch das Klima oder Minderheitenprobleme.



Matti Barthel von der ETH Zürich ist ein Schnappschuss gelungen: Im Nationalpark Virunga in der Demokratischen Republik Kongo sammelte er Bodenproben. Gleichzeitig kämpfen dort Parkwächter gegen Aufständische und Wilderer.
Bild: Matti Barthel/ETH Zürich

SCHWEIZ
16 Alain Brechbühl
beobachtet gewaltbereite Fussballfans im Gästesektor des Stadions.

DEMOKRATISCHE REPUBLIK KONGO
16 Aita Signorell
geht Krankheiten auf den Grund, umgeben von Dschungel und Rebellen.

MYANMAR
17 Julia Palmiano Federer
spricht bei Waffenstillstands-Verhandlungen mit allen Seiten.

BURKINA FASO UND TSCHAD
18 Fritz Brugger
untersucht, wofür informelle Goldschürfer ihren Lohn ausgeben.

NIGERIA UND INDONESIEN
20 Christelle Rigual
analysiert die Rolle der Männlichkeit in der Dynamik von Konflikten.

Sie sind mitten im Krisenherd

Zwischen Rebellen und Regierung, unter gewaltbereiten Fussballfans oder in unkontrollierten Goldminen: Fünf Forschende berichten, wie sie mit Gefahren in Risikogebieten umgehen.

Valérie Chételat

ALAIN BRECHBÜHL

Institut für Sportwissenschaft, Universität Bern

Gewalt an Sportveranstaltungen

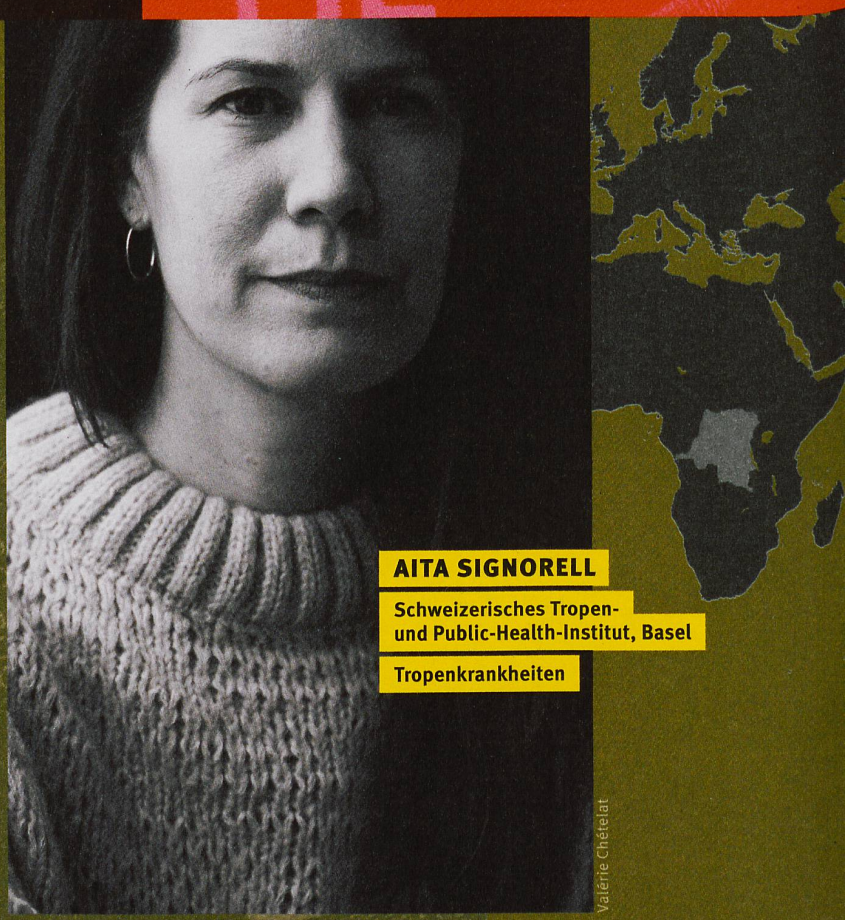
SCHWEIZ

«Einige Fans warfen Böller in meine Richtung»

«Gewalt ist ein interessantes Phänomen und leider Bestandteil unseres Lebens. Meine Forschung soll dazu beitragen, dass Sportveranstaltungen sicherer werden. Die Erkenntnisse fliessen weiter zu Partnern im Fussball und Eishockey. Gerade evaluiere ich das Good-Hosting-Konzept. Die Swiss Football League und die Klubs versuchen, die Gästefans stärker willkommen zu heissen und so das Gewaltpotenzial zu reduzieren. Ich beobachte den Eingangsbereich zum Stadion und befrage Gästefans während des Spiels.

Die grösste Gefahr ist, dass mich Fans mit zivilen Polizisten verwechseln. Die Fronten zur Polizei sind stark verhärtet. Deshalb stelle ich so viel Transparenz über meine Arbeit her wie möglich. Wenn ein Fan wissen will, was ich gerade aufgeschrieben habe, zeige ich ihm meine Notizen. Zudem habe ich einen Batch umgehängt, der mich als Forscher ausweist. Zwei Wochen vor dem Spiel hole ich bei den Klubs und der Fankurve des Gästevereins das Okay für meine Arbeit ein. Selten kommt es dennoch zu heiklen Situationen.

Vergangenes Jahr hielten mich Fans für einen Journalisten, worauf ich den Gästesektor verlassen musste. Vor ein paar Wochen meinten einige Fans ausserhalb des Stadions, ich sei ein Polizist, und warfen einen Böller in meine Richtung. Insgesamt ist mein Verhältnis zu den Anhängern jedoch gut und vertrauensvoll. Nur so ist meine Arbeit möglich.» *Aufgezeichnet von Simon Jäggi*



Valérie Chételat

AITA SIGNORELL

Schweizerisches Tropen- und Public-Health-Institut, Basel

Tropenkrankheiten

DEMOKRATISCHE REPUBLIK KONGO

«Angst hatte ich nie, dafür fehlte mir die Zeit»

«Die Sicherheitslage im Kongo ist sehr volatil. Die grössten Risiken gehen von Krankheiten aus. Immer wieder kommt es zum Beispiel zu Cholera- oder auch Ebolaausbrüchen. Ich habe eine klinische Studie im nördlichen Landesteil mit anspruchsvoller Sicherheitslage betreut. Eine Forschungsstation befand sich in einem undurchdringlichen und dicht bewaldeten Gebiet, wo die Lord's Resistance Army aktiv war. In den umliegenden abgelegenen Dörfern kam es regelmässig zu Plünderungen und brutalen Angriffen durch die Rebellen.

Möglich war diese Arbeit nur durch die enge Zusammenarbeit mit Partnern vor Ort, insbesondere mit Ärzte ohne Grenzen. Ich führte mit dem Gebietsverantwortlichen jeweils ein detailliertes Security-Briefing durch: jüngste Zwischenfälle, Ausgangssperren und No-go-Areas. Ich bewegte mich immer nur in Fahrzeugen, die mit Funk und Satellitensender ausgestattet waren.

Angst hatte ich nie, dafür fehlte mir auch die Zeit. Der Terminplan im Feld ist immer sehr eng getaktet. Aber ich befand mich jeweils in erhöhter Alarmbereitschaft. Schwierige Bedingungen sollten uns nicht davon abhalten, neue Wirkstoffe vor Ort zu testen. Auch die Menschen dort haben ein Recht auf die Erforschung ihrer Gesundheitsprobleme und auf medizinische Versorgung.»
Aufgezeichnet von Simon Jäggi

MYANMAR

«Es bleibt dieses alte orwellsche Gefühl»

«Obwohl viele meiner Interviews zum Friedensprozess in Myanmar im geschützten Rahmen in Hotels stattfanden, war doch immer eine Bedrohung spürbar - vor allem für meine Gesprächspartner von ethnischen Minderheiten. Die eigene Meinung zu äussern verlangt Mut. Ich untersuche die Rolle von Mediatoren aus NGOs bei Waffenstillstands-Verhandlungen: Bringen sie ihre Normvorstellungen in die Verhandlungen ein? Ich muss bei Treffen an die Risiken für meine Interviewpartner denken und sie nicht der Regierung ausliefern. Ich verbrachte 18 Monate für die Forschung in Myanmar, zuletzt bis im August 2018 in Mawlamyine. Myanmar ist ein Vielvölkerstaat mit 135 ethnischen Gruppen - teilweise noch bewaffnet.

Die Forschung ist riskant. Ich meine damit nicht alltägliche Gefahren, die jeder Tourist kennt. Es ist das Gefühl, ständig ohne Vorwarnung in Schwierigkeiten geraten zu können. Einmal wurde ich zum Treffen mit einem hohen Regierungsbeamten von Soldaten zu dessen Haus begleitet - von Maschinengewehren umgeben. Nach Minuten des Schweigens begann ich auf Englisch zu sprechen, sofort hielt mir meine Begleiterin den Mund zu. Es gab hektische Diskussionen, die ich nicht verstand. Sie hatte mich als Einheimische vermittelt, um den Termin zu erhalten. Viele Leute sagen, ich sehe wie eine Einheimische aus. Ich bin in Manila geboren und bin mit meinen Eltern nach Vancouver ausgewandert.

Gefährliche eigene Meinung

In Myanmar habe ich anfangs gern einheimische Kleidung getragen. Bis mich ein Mann wütend bedrängte, als er merkte, dass ich trotz meines Aussehens keine Einheimische bin. Auch bei Interviews irritierte es Gesprächspartner, dass ich nicht die Landessprache spreche. Dabei ist es der beste Schutz, westlich gekleidet zu sein und Englisch zu sprechen, ebenso mein kanadischer Pass und mein Arbeitsvisum. Ohne kann man auf dem Land schnell in Gefahr geraten. In Myanmar kann es immer noch gefährlich sein, seine Meinung zu teilen. Es bleiben Reste dieses alten orwellschen Gefühls.»

Aufgezeichnet von Hubert Filser

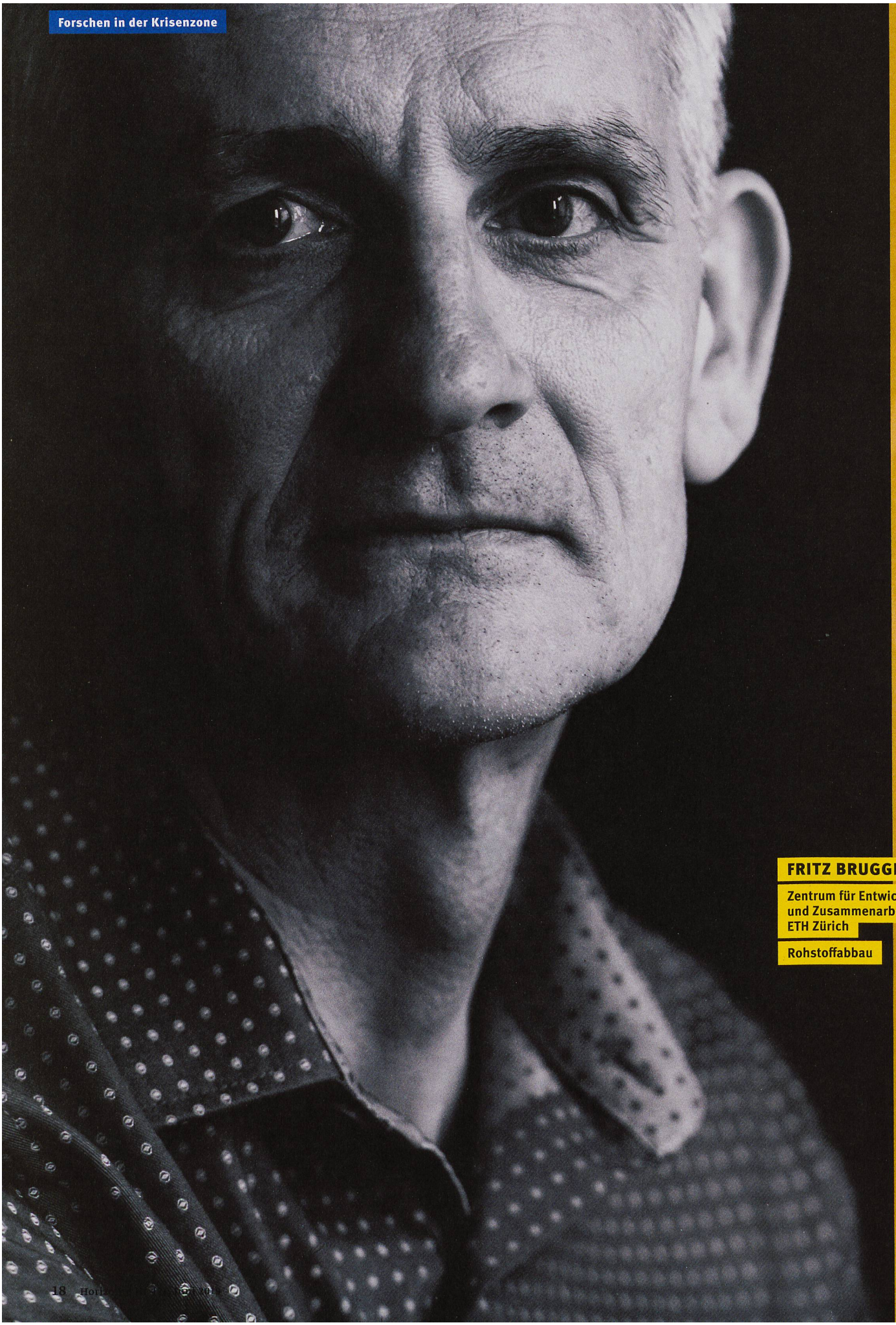
Valérie Chételat

JULIA PALMIANO FEDERER

Stiftung Swisspeace und Universität Basel

Waffenstillstands-Verhandlungen

«Westliche Kleidung ist der beste Schutz.»



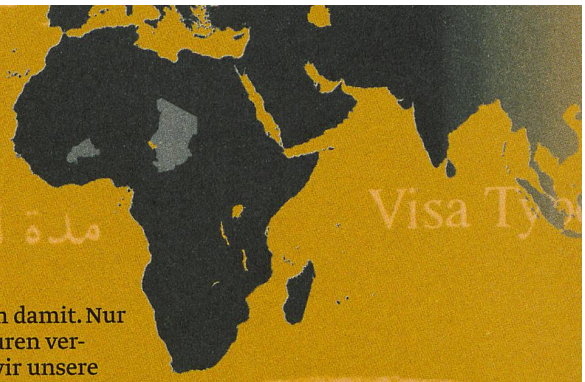
FRITZ BRUGGER

Zentrum für Entwicklung und Zusammenarbeit (NADEL), ETH Zürich

Rohstoffabbau

Valérie Chételat

«Wir müssen die lokalen Machtstrukturen respektieren»



«Gerade arbeiten wir an einem Projekt im Norden von Burkina Faso. In einer Region, in der es zuletzt zunehmend zu gewaltsamen Konflikten gekommen ist. Wir forschen dort zu Kleinbergbau in Goldminen, dem sogenanntem Artisanal and Small-Scale Mining. Die Menschen schürfen dort das Edelmetall ohne Kontrolle durch die Behörden. Die Minen sind nicht viel mehr als einfache Gruben. Menschen steigen in enge Schächte ab und tauchen mit gefüllten Kübeln wieder auf. Sie arbeiten mit Pickel, Schaufel und hochgiftigen Chemikalien.

Wir interessieren uns für die Frage, wofür die Goldgräber ihren Gewinn ausgeben. Es besteht die etwas stereotype Annahme, dass die Männer das Geld für Frauen, Alkohol und Motorräder verjubeln. Wir wollen wissen, wie weit das zutrifft und ob nicht auch ein Teil des Geldes in die Landwirtschaft zurückfliesst, aus der die meisten Minenarbeiter kommen, oder ob es für produktive Investitionen verwendet wird. Forschungskolleginnen und -kollegen untersuchen parallel die Auswirkungen des Goldabbaus auf die Arbeiter und die Umwelt.

Als fremder Europäer trifft man im Umfeld der Minen grundsätzlich einmal auf Skepsis. Die Arbeiter halten dich für den Vertreter einer Bergbaufirma, die das Gebiet für sich beanspruchen will, oder sie befürchten, du meldest der Regierung die Verwendung von verbotenem Zyanid. Der Empfang kann deshalb durchaus unfreundlich ausfallen. Eine grosse Herausforderung ist oft die unübersichtliche Situation vor Ort. In den grössten Minen arbeiten bis zu tausend Menschen. Eine zentrale Verwaltung gibt es keine, stattdessen verschiedene Patrons mit eigenen Schächten und Angestellten. Daneben existieren traditionelle Landrechte und lokale Autoritäten. Daraus ergibt sich ein komplexes Netz von Machtstrukturen und Abhängigkeiten, das nur schwer durchschaubar ist.

Wir arbeiten deshalb mit lokalen Partnern, die mit der Situation vertraut sind. Sie klären ab, wer vor Ort die Entscheidungsträger sind, und befinden letztlich darüber, ob wir auf den Minen tätig sein können. Wir müssen deshalb immer auch persönlich bei allen einflussreichen Autoritäten vorsprechen. Es ist wichtig, dass die Menschen vor Ort unsere Ziele und unser Vorgehen verstehen. Sie wollen Gewissheit, dass unsere Arbeit ihr Geschäft nicht bedroht. Schliesslich verdienen sie ihr Leben damit. Nur wenn wir die lokalen Machtstrukturen verstehen und respektieren, können wir unsere Forschung sicher durchführen.

Der Aufbau von Vertrauen erfordert Geduld und Respekt gegenüber den Menschen auf allen Seiten. Auch wenn Kinder in den Minen arbeiten, Arbeiter ausgebeutet werden oder die Umwelt leidet. Nur wenn wir uns ohne Werturteile auf die Menschen vor Ort einlassen, können wir seriös forschen. Das Vertrauen gewinnen wir immer nur vorläufig. In Burkina Faso sind wir deshalb nach der ersten Forschung zurückgegangen, um unsere Ergebnisse allen Beteiligten vor Ort zu präsentieren. Das wurde sehr geschätzt. Im Tschad habe ich mich auch schon mit Vertretern von Ölfirmen informell zum Essen getroffen, um eine Beziehung aufzubauen. Es gibt aber auch klare Grenzen: Abkürzungen über Bestechung sind keine Option. Das führt nur zu weiteren Schwierigkeiten.

Politisch aufgeladenes Thema

Trotz allen Vorsichtsmassnahmen können Situationen eskalieren. Besonders dann, wenn wir uns ungeschickt verhalten oder eine Situation nicht mit der nötigen Umsicht betrachten. Ich war kürzlich in einem Gebiet in Burkina Faso, als gerade eine neue Goldmine entdeckt wurde. Wie aus dem Nichts kamen aus allen Richtungen Hunderte von Minenarbeitern mit ihren Motorrädern angefahren. Die Nervosität war spürbar. Als Weisser hältst du in einem solchen Moment besser Distanz. Einige Wochen später bin ich in ein Dorf gefahren, um mit den Bewohnern über ihre Erfahrung mit einer industriellen Mine in ihrer Nachbarschaft zu sprechen. Die Stimmung war ziemlich angespannt. Als die Gereiztheit zunahm, beschloss ich, mein Vorhaben abzubrechen und weiterzufahren.

Das Forschungsthema ist politisch stark aufgeladen – besonders im industriellen Bergbau, wodurch wir leicht zur Projektionsfläche für bestehende Konflikte werden. Bei meiner Arbeit muss ich deshalb immer das grössere Bild lesen und verstehen, in welchem Kontext ich mich bewege: Welche Konflikte existieren, wo liegen die Konfliktlinien, und welche Risiken resultieren daraus für unsere Arbeit? Das stets im Blick zu behalten, ist eine grosse Herausforderung.»

Aufgezeichnet von Simon Jäggi

«Als die Gereiztheit zunahm, beschloss ich, mein Vorhaben abzubrechen und weiterzufahren.»

«Einer Kollegin wurde bei einem bewaffneten Überfall das Auto entwendet.»

Valérie Chatelat

CHRISTELLE RIGUAL

Hochschulinstitut für internationale Studien und Entwicklung (IHEID), Genf

Friedensförderung

NIGERIA UND INDONESIEN

«Die Forschenden spielen das Erlebte herunter»

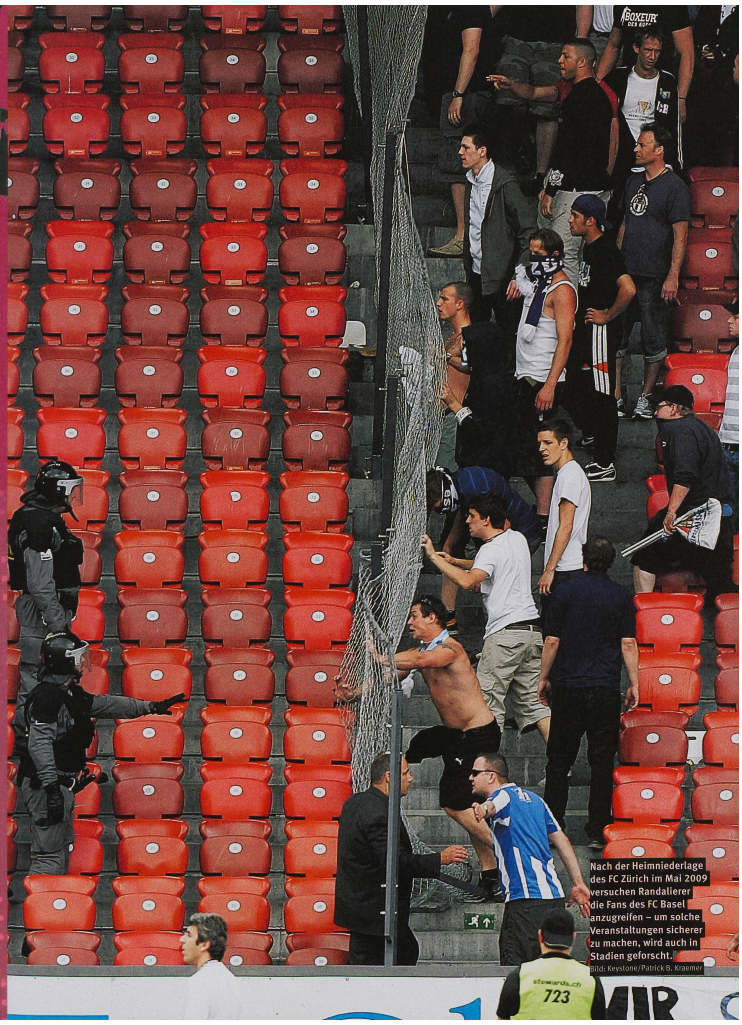
«Wir analysieren den Einfluss von Genderaspekten auf Gewaltprozesse, die Konfliktbewältigung und die Friedensförderung in verschiedenen Regionen Indonesiens und Nigerias. Insbesondere, was als männlich gilt, prägt die gesellschaftlichen Vorstellungen und die individuellen, kollektiven und institutionellen Verhaltensmuster massgeblich.

Forschung in diesem Bereich ist mit zahlreichen Risiken verbunden. Einer Kollegin von mir wurde bei einem bewaffneten Überfall das Auto entwendet. Auch ihr Laptop wurde gestohlen, womit sie einen beträchtlichen Teil ihrer Forschungsdaten verlor. In Indonesien verlangten Mitglieder einer bewaffneten Gruppe, dass sie interviewt werden. Die Konfrontation endete glücklicherweise friedlich. Im vergangenen Jahr hat das Wiederaufflammen von Gewalt in gewissen Gemeinschaften im zentralnigerianischen Hochland zu Strassenblockaden und Ausgangssperren geführt. Deshalb mussten wir darauf verzichten, einen Dokumentarfilm über unsere Forschungsarbeit zu drehen. Gewisse Gefahren sind nicht vorhersehbar. Ich wollte 2018 während eines Forschungsaufenthalts in Indonesien die Insel Lombok erkunden und erlebte dann ein Erdbeben. Zwar blieb ich unverletzt, doch ich habe mich gefragt, ob meine Forschung den Preis wirklich wert ist. Die Antwort lautet weiterhin: ja.

Gefährliche Ironie

Meines Erachtens fehlt eine Plattform, auf der sich Forschende über die Risiken vor Ort informieren und sich entsprechend vorbereiten können. Aus meiner Sicht als Expertin für Genderfragen fällt mir auf, dass die Forschung von sehr männlichen Idealen geprägt ist. Dies lässt wenig Platz, um Emotionen zu zeigen und über Ängste zu sprechen. Forschende, die angespannte Situationen erlebt haben, spielen diese Gefahren nach ihrer Rückkehr häufig herunter oder erzählen mit Ironie davon. Das führt zu einem Teufelskreis aus Isolation und mangelnder institutioneller Begleitung der Forschenden.»

Aufgezeichnet von Patricia Michaud



Nach der Heimniederlage des FC Zürich im Mai 2009 versuchen Randalierer die Fans des FC Basel anzugreifen – um solche Veranstaltungen sicherer zu machen, wird auch in Stadien geforscht.

Bild: Keystone/Patrick B. Kraemer

Der Gewalt in die Augen schauen: Bei der Myint Mo Myittar Single Mothers' Foundation in Rangun (Myanmar) ist die im achten Monat schwangere und unverheiratete Frau erstmals sicher.
Bild: Phyo Hein Kyaw/AFP/Getty Images

Sicherheit beginnt vor der Abreise

Forschungsinstitutionen sind verpflichtet, für das Wohlergehen ihrer Mitarbeiter zu sorgen. Checklisten, Hotlines und Debriefings gehören bei Einsätzen in Risikozonen deswegen dazu. *Von Theodora Peter*

Es ist der Albtraum jeder Organisation, die in Konfliktzonen im Einsatz steht: Bewaffnete überfallen 2012 nahe eines Flüchtlingslagers im Osten Kenias den Konvoi der norwegischen Hilfsorganisation Norwegian Refugee Council (NRC). Der Chauffeur stirbt, weitere NRC-Mitarbeiter werden verletzt und verschleppt. Der Fall sorgte für Aufsehen, weil ein Mitarbeiter die Hilfsorganisation wegen grober Fahrlässigkeit verklagte. Er litt nach seiner Rückkehr an einer posttraumatischen Belastungsstörung und war arbeitsunfähig. Das NRC räumte Mängel bei der Vorbereitung der Mission ein. Ein norwegisches Gericht sprach 2015 dem Kanadier eine Entschädigung von umgerechnet rund 500 000 Franken zu.

«Der Gerichtsfall hat die NGO-Szene aufgeschreckt und sensibilisiert», stellt Daniel Glinz fest. Der langjährige IKRK-Delegierte arbeitet seit 2015 als Berater bei Cinfo, dem Informationszentrum für Berufe in der internationalen Zusammenarbeit in Biel. Eine Cinfo-Arbeitsgruppe hat nun ein neues Instrument entwickelt, mit dem Schweizer NGOs und Forschungsinstitutionen ihre Sicherheits- und Risiko-Management-Prozesse einschätzen, überprüfen und verbessern können: das Duty of Care Maturity Model (siehe Kasten «Instrumente für die Sicherheit»).

Bereits 2011 war eine Studie des Genfer Zentrums für Sicherheitspolitik (GCSP) zum Schluss gekommen, dass internationale Organisationen nicht nur eine moralische und ethische Verantwortung für das Wohlergehen ihrer Angestellten tragen, sondern auch rechtlichen Normen zu Fürsorgepflicht und Haftung unterworfen sind.

In der Cinfo-Arbeitsgruppe mit dabei ist auch Alexander Knup, Travel Safety Manager des Schweizerischen Tropen- und Public-Health-Institutes (Swiss TPH). Knup berät jährlich bis zu 400 Wissenschaftlerinnen und Projektmitarbeiter, die für Swiss-TPH-Projekte in über 100 Ländern unterwegs sind. Einen grösseren sicherheitsrelevanten Zwischenfall gab es laut Knup in den letzten Jahren nicht. Ist in einer Region mit Spannungen zu rechnen, bleibt eine Projektstation unter Umständen für einige Wochen präventiv geschlossen – wie zum Beispiel im Vorfeld der Wahlen in der Demokratischen Republik Kongo.

Die Sicherheitsvorkehrungen starten jedoch vor dem Reiseantritt und sind beim Swiss TPH auf einer Checkliste festgehalten. Auslandreisende absolvieren einen Online-Sicherheitskurs der Uno. Wer in risikoreichen Kontexten unterwegs ist, muss zudem einen zweitägigen Kurs bei Cinfo belegen. Wichtig seien auch die Registrierung jeder Reise bei der Reiseversicherung, bei der EDA-Plattform Itineris sowie ein regelmässiger Austausch (siehe Kasten).

Knup betont, wie wichtig es ist, sich mit den lokalen Gegebenheiten vertraut zu machen und sich vor Ort gut zu vernetzen, um im Bedarfsfall auf lokale Unterstützung zählen zu können: «Eine gute Akzeptanz vor Ort trägt viel zum Schutz bei.» Für den Notfall gibt es eine 24-Stunden-Hotline. Festgelegt sind auch die Abläufe und Zuständigkeiten für den Krisenfall.

Forschung meidet Hochrisikogebiete

Auch für das Interdisziplinäre Zentrum für nachhaltige Entwicklung und Umwelt der Universität Bern (CDE) ist die Verankerung vor Ort zentral. Die Mehrzahl der rund 100 Projektreisen pro Jahr führen die Forschenden in Entwicklungsländer, zwei Drittel davon in Länder mit Konflikten. «In Hochrisikogebiete gehen wir aber nicht», erklärt Tanja Berger, Leiterin Strategie und Prozesse am CDE. Sicherheitskurse seien nicht vorgeschrieben, aber erwünscht. Im Vordergrund stehen laut Berger die persönliche Beratung sowie Debriefings mit der Projekt- oder Bereichsleitung. Zudem erhalten Forschungsreisende Guidelines zur Sicherheit im Feld. Vorgeschrieben ist die Registrierung beim EDA-Portal Itineris (siehe Kasten). Vor Ort bieten Partnerorganisationen Unterstützung. In komplexeren Krisensituationen werde auf das Wissen von Bundesbehörden zurückgegriffen: des Aussendepartements EDA oder der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA). «Einen solchen Fall hatten wir glücklicherweise bisher aber nicht.»

Beim Friedensförderungs-Institut Swisspeace sind alle Abläufe, Rollen und Zuständigkeiten in den 2018 eingeführten Safety and Security Guidelines geregelt. Vorgeschrieben ist vor Reiseantritt ein Prozedere mit einer Risikobeurteilung sowie einer Checkliste, die zusammen mit der vorgesetzten Person abgearbeitet wird. «Je nach Risikobeurteilung wird das Briefing angepasst», sagt die Personalverantwortliche Maria Hoffstetter. Allenfalls wird in «Face-to-Face-Trainings» zum Beispiel das Verhalten an Checkpoints geübt.

Null Risiko gibt es nicht. Die Vorkehrungen der Forschungsinstitutionen zeigen, dass sie sich nicht nur für den Krisenfall wappnen, sondern ihn möglichst verhindern wollen: Denn eine sorgfältige Vorbereitung ist das Kernstück eines professionellen Sicherheitsmanagements.

Theodora Peter ist freie Journalistin in Bern.

Instrumente für die Sicherheit

- **Duty of Care Maturity Model:** Das Lerntool von Cinfo zur Fürsorgepflicht des Arbeitgebers nach Schweizer Obligationenrecht beleuchtet vier Handlungsfelder: Information, Prävention, Monitoring und Intervention.
- **Itineris**: Auf der EDA-Plattform können Schweizer Staatsangehörige ihre Auslandreisen registrieren. Sie erhalten eine Mitteilung, wenn sich in einem Gebiet die Sicherheitslage markant verschlechtert.
- **BSAFE**: Das Online-Training der Vereinten Nationen macht die Nutzerinnen und Nutzer mit den Uno-Sicherheitsstandards vertraut.

SNF mahnt zur Vorsicht

Der Schweizerische Nationalfonds (SNF) unterstützt Forschungsaufenthalte in Konfliktgebieten nur, wenn das Sicherheitsrisiko als nicht sehr hoch oder als regional begrenzt eingeschätzt wird. Die Beitragsempfangenden tragen die Verantwortung für die Sicherheit aller Beteiligten. Der SNF schliesst jede Haftung ausdrücklich aus. Auf Fördergesuche für Forschung in Gebieten mit einem erheblichen Sicherheitsrisiko tritt er nicht ein, was bisher nur selten vorgekommen sei.